

CHARLOTTE LINK

# STURM ZEIT



ROMAN

Eine  
der größten  
Romanserien  
aller Zeiten

blanvalet

»Ich bin Maria Iwanowna Laskin«, entgegnete sie gelassen, »Mascha. Meine Freunde nennen mich Mascha.«

Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um, ließ Maksim stehen und reihte sich wieder in die Kette der Demonstrantinnen ein.

Felicia fing an, das Leben auf Lulinn äußerst ungemütlich zu finden. Jeder sprach nur noch über den Krieg. Ob sie morgens ins Esszimmer kam, wo Laetitia und Belle bei einer letzten Tasse Tee saßen, ob sie hinunter in die Küche ging, wo Jadzia zwischen Schüsseln und Pfannen hin und her eilte, ob sie sich ein Pferd aus dem Stall holte und die Knechte aufscheuchte, die Zigaretten rauchend auf einem Heuballen saßen, überall war man gerade dabei, über den Krieg zu reden. Serbien hatte sich in seiner Antwort an Österreich bereit erklärt, gegen die Feinde Österreichs im eigenen Land mit scharfen Maßnahmen vorzugehen, aber es beharrte auf seiner Souveränität. Österreich brach daraufhin die diplomatischen Beziehungen ab und ordnete eine Teilmobilmachung an. Was sollte Deutschland tun? Wie würden die Russen reagieren? Und was war mit England, mit Frankreich? Die Meinungen gingen hin und her. Ferdinand humpelte am Arm seines Sohnes Victor über den Hof und schimpfte ohne Unterlass. Seine Wut gründete sich auf die unausweichliche Erkenntnis, dass jeder künftige deutsche Krieg ohne ihn würde stattfinden müssen, womit ein Sieg zweifellos von vornherein ausgeschlossen war. Mit seinem Spazierstock zeichnete er gigantische Schlachtpläne in den Sand vor dem Hauptportal, ließ imaginäre Divisionen zu Dutzenden aufmarschieren, die eine russische Invasion in Ostpreußen zurückschlagen sollten. Es kam zu einer regelrechten Familienkrise, als der tollpatschigen Modeste eines Tages das Pferd durchging und mitten durch Großvaters mühevoll ausgearbeitete deutsche Rettung galoppierte. Sekundenschnell war alles zerstört. Ferdinand belegte Modeste mit Schimpfwörtern, die zu vulgär waren, als dass irgendjemand aus der Familie sie später hätte wiederholen können. Gertrud stellte sich vor ihre Tochter und verlangte eine Entschuldigung. Daraufhin brach Ferdinands jahrelang aufgetauter Zorn gegen sie los. Lautstark erklärte er ihr, wer sie war und was sie war, so erbarmungslos und so treffend, dass sich Gertrud nie wieder ganz davon erholte und die übrige Familie beinahe Mitleid mit ihr bekam.

»Bevor der Krieg anfängt, schlagen wir uns hier noch die Köpfe ein«, sagte Laetitia schließlich, »Schluss jetzt! Ich will kein böses Wort mehr hören!«

Jadzia heizte die Stimmung noch mehr an, als sie gerade in diesem Augenblick das Zimmer betrat und Tante Belle ein Telegramm übergab. Es kam von Belles Mann aus Petersburg. »Er möchte, dass Nicola und ich sofort nach Hause kommen«, sagte sie, nachdem sie es gelesen hatte, »er meint, man wisse nicht, wie lange noch Personenzüge fahren.« Sie sah sorgenvoll und bekümmert aus, was alle betroffen machte, denn Belle war sonst fast immer strahlender Laune. Ferdinand geriet wieder außer sich. »Ja, geh nur, geh!«, rief er. »Geh nur nach Petersburg, wo du dich offensichtlich zu Hause fühlst! Geh zu deinem Mann und freu dich darauf, dass er demnächst auf deutsche Soldaten schießen

wird!«

Belle ging zur Tür. »Ich denke auch daran, dass reichsdeutsche Soldaten auf ihn schießen werden«, sagte sie, »und beides finde ich äußerst unerfreulich.«

»Ich werde ebenfalls abreisen«, verkündete Elsa, »ich muss natürlich in Berlin sein, wenn Johannes heiratet. Und ich ...« Sie brach ab, doch jeder wusste, was sie hatte sagen wollen. Es hätte ihr das Herz gebrochen, ihn nicht mehr zu sehen, ehe der Krieg ausbrach. Christian und Jorias beschlossen nach kurzem Überlegen, sich anzuschließen. Sie hatten die Worte ihres Hauptmannes noch im Gedächtnis, und es schien ihnen, als herrsche jetzt die akute Kriegsgefahr, von der er gesprochen hatte.

Elsa bestritt natürlich, dass irgendetwas akut sei. »Ihr bleibt hier und genießt eure Ferien«, sagte sie, »in einem Krieg haben Kinder sowieso nichts zu suchen!«

Die beiden sahen sie empört an. »Mutter, das ist nicht dein Ernst!«, rief Christian. »Wir müssen ...«

»Jeder hat an seine Pflicht zu denken«, knurrte Ferdinand, »die Soldaten gehören in ihre Kasernen, ganz gleich, wie alt sie sind. So, da gibt es nichts mehr zu reden!«

»Und wer denkt an mich?«, fragte Felicia. »Wer denkt an mich, wenn ihr alle abreist?«

»Du kommst natürlich mit.«

»Nein. Ich will nicht mit. Ich will bis zum Herbst hierbleiben. Berlin im Sommer ist heiß und stickig!«

»Du weißt ja nicht, was du redest«, mischte sich Leo ein, der heute wieder seinen lila Hut schräg auf dem Kopf trug und überhaupt nicht hierherzupassen schien, »du kennst die Sommernächte von Berlin nicht! Geh nur erst in tiefer, warmer Nacht Arm in Arm mit einem Mann unter den Linden entlang, atme den süßen Duft des Lebens und der Liebe, und ...«

»Leo, ich lege nicht den geringsten Wert darauf, dass Felicia nachts mit einem Mann durch Berlin stolcht«, unterbrach ihn Elsa, »dann soll sie lieber hierbleiben. Aber merk dir eines, Felicia: Sowie sich die Lage zuspitzt, kommst du auf der Stelle nach Hause. Ich habe keine Lust, jedes meiner Kinder an einem anderen Ort zu wissen, wenn hier plötzlich die Hölle los ist!«

So war es auf Lulinn plötzlich still geworden; nur wenige Spuren noch zeugten von der Fröhlichkeit der letzten Wochen. Christians und Jorias' Fischernetz lehnte einsam in einer Ecke, ein paar grellrote Schuhe von Tante Belle lagen im oberen Flur herum und brachten Jadzia zum Stolpern. Felicia fand eine Seidenfliege, die Leo gehörte, lila-grün gestreift und allzu auffallend. Leo, der sich auf dem Land immer langweilte, war ebenfalls abgereist; Felicia hatte ihn zum Bahnhof nach Insterburg gebracht und ihm nachgewinkt. Er hatte sich zum Fenster seines Abteils hinausgelehnt, sein Taschentuch geschwenkt und die rote Rose gelöst, die an seinem Revers befestigt war. In hohem Bogen warf er sie Felicia zu Füßen. »Auf Wiedersehen!«, rief er. »Auf Wiedersehen, liebste Felicia, vergiss deinen alten Onkel nicht!« Die Lokomotive piff schrill. Felicia hob die Rose aus dem Staub auf und verließ langsam den Bahnhof.

Von den jungen Leuten war nur Modeste auf Lulinn zurückgeblieben. Sie war so dickfellig und stumpf wie ihre Mutter Gertrud, hatte ewig fettige Haare und einen schlechten Teint. Sie kicherte viel und bildete sich ein, jeder Knecht auf Lulinn habe es auf sie abgesehen. »Wie sie mich mit ihren Blicken verfolgen«, flüsterte sie Felicia zu, »richtig peinlich, nicht? Soll ich dir ein Geheimnis anvertrauen?«

Felicia blickte sie mürrisch an. »Nein«, sagte sie, was Modeste nicht im Mindesten abschreckte. »Einer von den Stallburschen hat mich neulich abends geküsst!« Sie kicherte. »Aufregend, nicht? Hat dich schon mal ein Mann geküsst?« Die Frage kam etwas ängstlich, denn Modeste hoffte, hier einen Vorsprung zu haben. Sie fürchtete immer, neben ihrer Berliner Cousine als Landpomeranze zu wirken.

Felicia dachte an den Juniabend im Wald, an Maksims leise Stimme. »Ich mach dich nicht unglücklich. Und mich schon gar nicht!« Sie stand abrupt auf, würdigte Modeste keines Blickes mehr und ging davon.

Als Einziger war ihr Benjamin Lavergne von Skollna geblieben. Dessen Bruder war vorzeitig in seine Kaserne zurückgekehrt, und Benjamin rang mit sich, ob er sich überhaupt noch für das nächste Semester einschreiben sollte. »Wenn es Krieg gibt, kann ich doch nicht in Heidelberg im Hörsaal sitzen!«, sagte er zornig. »Nicht wenn alle anderen kämpfen!« Er warf sich auf den Rücken und starrte in den blauen Sommerhimmel. Er und Felicia hatten einen Ausflug zum See gemacht und dort Federball gespielt. Nun lagen sie müde im Gras. Felicia hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen, ihren Hut an einen Ast gehängt. Gelangweilt zerrieb sie eine Kamillenblüte zwischen den Fingern. »Jetzt fang nicht schon wieder damit an«, sagte sie, »es ist ja noch gar nicht raus, ob es Krieg gibt. Ihr Männer könnt es wohl gar nicht erwarten, in die Gewehre der anderen hineinzulaufen!«

»Das verstehst du nicht, Felicia. Wenn die anderen an der Front sind, kann ich nicht hinter meinen Lehrbüchern sitzen!«

»Doch, kannst du. Und jetzt hör auf mit dem Gerede, oder ich werf dich ins Wasser, damit du wieder einen klaren Kopf bekommst. Was meinst du denn«, sie sah zu ihm hin und lächelte, »was meinst du denn, was aus uns Mädchen werden soll, wenn ihr Männer euch alle auf und davon macht? Das Leben wird ja sterbenslangweilig!«

Benjamin richtete sich auf. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. »Meinst du das wirklich so?«, fragte er.

Felicia pflückte eine leuchtend rote Mohnblume und reichte sie ihm. »Natürlich«, sagte sie, »ich wäre untröstlich, wenn du mich auch noch im Stich ließest. Dann könnte ich wirklich gleich nach Berlin zurückfahren.«

»Felicia ...« Er griff nach ihrer Hand.

Sie lachte verlegen. »Was ist? Warum denn so feierlich auf einmal?«

»Ich weiß nicht ...« Er sah sie nicht an. »... kann sein, ich habe mich in dich verliebt, vor langer Zeit schon.«

»Oh ...« Felicia wusste nicht gleich, was sie darauf erwidern sollte. Sie blickte auf den glitzernden See, das Erlengestrüpp am Ufer. Auf den rotbraunen Stämmen der Kiefern lag warm die Sonne, und irgendwo sang eine Amsel. Er ist so ein netter Junge, dachte sie. Sie

wollte ihn nicht kränken; außerdem gefiel ihr die Situation. Ihr Herz schlug ruhig, ihre Hände blieben kühl, aber sie bemerkte, dass Benjamin der Schweiß auf die Stirn trat. Ungeduldig dachte sie: O Gott, das geht ihm aber etwas zu nah!

»Ich hoffe, du bist nicht verärgert?«, fragte Benjamin schließlich.

Felicia unterdrückte ein Lächeln. »Nein. Das kommt nur alles ein bisschen überraschend.«

»Dann hast du nie etwas gemerkt?«

»Nein ... ich glaube, eigentlich nicht ...«

»Ich habe mich nie getraut, es dir zu sagen, Felicia. Wahrscheinlich hätte ich mich jetzt auch nicht getraut, wenn es nicht vielleicht Krieg gäbe ...« Benjamin betrachtete das zarte Gesicht, das ihm seit frühester Kindheit vertraut war, die schönen blassgrauen Augen, deren Unergründlichkeit ihn heute zum ersten Mal nicht verunsicherte. Sie sah sehr sanft aus, und er kannte sie nicht genug, um zu wissen, dass sie immer sanft aussah, wenn sie ihre wirklichen Gedanken und Gefühle verbergen wollte. Sie neigte sich etwas vor, sodass er ihren Geruch von sonnenwarmer Haut und Parfüm wahrnehmen konnte. Er griff nach einer ihrer langen Haarsträhnen und ließ sie sacht durch seine Finger gleiten. Er verstand nicht, wie es geschehen war, dass sie einander plötzlich so nah waren. Niemals hatte ihn ihr Atem so dicht gestreift, nie waren ihm ihre Lippen so erwartungsvoll erschienen. Staunend beobachtete er, wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte, ehe er sie küsste, wie er fremd und abwesend wurde.

Sie ist gar nicht da, dachte er flüchtig, aber diese Erkenntnis drang nicht bis in sein Bewusstsein durch.

Seine Hand umfasste ihren Arm, mit der anderen fühlte er ihren Herzschlag unter dem dünnen Stoff ihres Kleides. Irgendwo schrien schrill zwei Finken, eine Flugente hob sich aus dem Schilf am Seeufer. Ihre Flügel zerteilten laut schlagend die Luft. Felicia wich zurück. »Ich hatte eben für einen Augenblick alles vergessen«, sagte sie leise. Die Worte schienen ihr passend, weil sie nichts preisgab, Benjamin aber die Freiheit heraushören ließen, was immer er hören mochte. Er wirkte sehr verletztlich, wie er da vor ihr kauerte. Als er bemerkte, wo seine Hand lag, zog er sie errötend zurück. »Würdest du mich heiraten, Felicia?«, fragte er. Wie viele schüchterne Menschen neigte er in mutigen Momenten zu Sprüngen ins kalte Wasser. Felicia, die das die ganze Zeit befürchtet hatte, strich sich die Haare zurück. »Ich mag dich sehr gern, Benjamin, wirklich. Aber ich glaube, ich kenne dich schon zu lange, und deshalb ...«

Benjamin, aufgewühlt bis ins Innerste, sah sie verletzt an. »Nicht länger als Maksim Marakow, oder?«, fragte er scharf.

Felicia fuhr auf. Die Maske lieblicher Unschuld glitt blitzschnell von ihrem Gesicht, sie bekam einen harten Zug um den Mund. »Wie kommst du jetzt auf Maksim Marakow?«, gab sie zurück, so angriffslustig, dass Benjamin die Erwähnung dieses Namens schon leidtat. »Ach, nur so«, murmelte er, aber Felicia ließ sich nicht abspeisen. »Warum gerade Maksim?«

»Ich ...« Er starrte an ihr vorbei zum See. »Modeste sagte ...«